

Janett Reinstädler

Elisabeth de Sotelo (Hg.): *New Women of Spain*. Münster: LIT Verlag, 2005. 464 S., ISBN 3-8258-6199-6, €25,90

„España es diferente“ – Spanien ist anders – lautete der Slogan, mit dem die frankistische Propaganda die ökonomische und politische Isolation des Landes als positives Identitätsmerkmal inszenierte. Die Geschichte hat gezeigt, dass die (vorgebliche) Differenz keineswegs im Wesen der Spanier und der behaupteten 'Reinheit ihres Blutes' begründet lag, als vielmehr durch eben jene klerikalfaschistoide Diskurse erzeugt wurde, welche schließlich weit über Francos Tod (1975) hinaus einen spanischen Sonderweg konstituierten. Die fast 40 Jahre währende Diktatur wirkte sich ebenfalls auf die Entwicklung des spanischen Feminismus aus, der sich in mancher Hinsicht von den emanzipatorischen Bewegungen in anderen europäischen Ländern unterschied. Aufgrund der politischen Repression konnte die offene feministische Debatte des spanischen Patriarchats erst Mitte der 1970er Jahre mit den *I Jornadas por la liberación de la mujer* (Madrid) und den *I Jornadas Catalanes de la Dona* (Barcelona) initiiert werden, vermochte jedoch zunächst kaum über die Großstädte hinaus zu wirken. Ebenso wenig fand die politische Frauenbewegung in den 1980er Jahren Eingang in das öffentliche Bewusstsein. Sie bildete weder eine breitere Organisationsstruktur, noch eine dezidierte Lesbenbewegung oder gar signifikante radikalfeministische Gruppierungen aus; schließlich fehlte es ihr auch an charismatischen Galionsfiguren wie Alice Schwarzer sowie einem professionellen Publikationsorgan, das, der *Emma* gleich, die öffentliche Diskussion zu provozieren verstand: Eine *Porno*-Debatte fand 1986 in Spanien anlässlich der Freigabe von pornographischen Videos für den privaten Konsum z.B. nicht statt. Gleichwohl konfrontierten im Postfrankismus viele SpanierInnen die alten patriarchalischen Strukturen und ihre VertreterInnen rasch und nachhaltig mit einer liberalen Mentalität, besetzten Orte politischer Entscheidungsgewalt und erstritten die gesetzliche Billigung von Verhütung, Abtreibung und – seit 2005 – der Homo-Ehe.

Mit der Frage, wie sich dieser Wandel im Einzelnen vollzog, befasst sich der Sammelband *New Women of Spain*, den die Koblenzer Professorin für Frauenforschung und Weiterbildung Elisabeth de Sotelo im letzten Jahr veröffentlichte. Als erste Publikation dieser Art vereint das Kompendium auf 457 Seiten insgesamt 38 Aufsätze von Wissenschaftlerinnen, die aus der aktuellen spanischen Gender-Forschung verschiedener Disziplinen zu sechs Schwerpunktthemen arbeiten.

Nach zwei einleitenden Beiträgen der Herausgeberin wird zunächst unter der Überschrift „Political change and women's power“ der Wandel der spanischen Geschlechterpolitik – etwa die Konstituierung eines weiblichen politischen Subjekts (Neus Campillo), die Diskussion und Einführung von Paritäten (Rosa Cobo) oder der Aufbau eines internationalen Frauen-Networking (Pilar Folguera) – knapp, aber präzise analysiert. Weitere Aufsätze geben einen Überblick über die historische Entwicklung der politischen Arbeit spanischer Frauen (Valentina Fernández Vargas) oder spezifizieren die Geschehnisse während der *Transición*, dem Übergang des Frankismus zur Demokratie (Inés Alberdi). Ferner zeigt Judith Astelarra in ihrem Beitrag, dass auch heute noch in der Haltung zu Bildung, Beruf, Familie und Hausarbeit signifikante Unterschiede zwischen den drei Gruppen der – sehr liberalen – jungen Frauen, den – moderaten – 35-54jährigen und schließlich den – konservativen – älteren Frauen bestehen: Die 'individuellen Geschlechterkonzepte' erscheinen hier vornehmlich als ein

Resultat der frühen Sozialisation und sind nicht wesentlich von der aktuellen politischen Situation bestimmt.

Der zweite Teil versammelt philosophisch-kulturwissenschaftliche Arbeiten zur spanischen Rezeption internationaler feministischer Positionen. Es wird z.B. gefragt, inwieweit der aktuelle spanische Feminismus Positionen der Aufklärung aufgreift (Celia Amorós) oder wie die internationale Gender-Theorie Eingang in die spanische Forschung fand (Luisa Posada Kubissa). Die Qualität der einzelnen Beiträge schwankt dabei zuweilen: Zwischen den sehr allgemein gehaltenen Artikeln von Posada Kubissa und María José Guerra findet sich ein exzellenter Aufsatz von María Xosé Agra Romero, die präzise die unterschiedlichen Positionen der feministischen Philosophie in Spanien darlegt.

Mit der Analyse androzentrischer sozialer Konstellationen befasst sich der dritte Teil. Hier ist der brillant argumentierende Beitrag von Alicia H. Puleo zu nennen, einer herausragenden spanischen Gender-Theoretikerin, welche sich mit dem Phänomen weiblicher Toreros im spanischen Stierkampf auseinandersetzt. Der nach wie vor dominante Androzentrismus der spanischen Gesellschaft wird weiterhin in einem exzellenten Aufsatz zur Reproduktionstechnologie (Silvia Tubert), in Studien zum Ageing (Anna Freixas) und zur Gewalt gegen Frauen (Montserrat Moreno Marimón/Genoveva Sastre) kritisch beleuchtet.

In der vierten Sektion zum Thema 'Selbst-Entwürfe in Kultur und Wissen' fokussieren die Autorinnen feministische Aspekte der Psychologie (Ester Barberá Heredia), der Kantischen Philosophie, die in neuer Weise für die feministische Argumentation fruchtbar gemacht werden soll (Stella Villarrea), und der spanischen Literatur. Dort überzeugt insbesondere der literaturwissenschaftliche Beitrag von Teresa del Valle, die die ästhetische Interaktion zwischen Memoria, Zeit, Raum und Sprachkoordinaten in Autobiographien von Frauen beschreibt.

Teil fünf widmet sich dem spezifischen Ort der Frau in Familie, Arbeit und Politik und eröffnet die Perspektive auf die ökonomischen Implikationen von Geschlechterdifferenz. Die soziologischen Untersuchungen richten sich auf historische und aktuelle Konstellationen der geschlechterdifferenten Beschäftigungssituation (Rosa-María Capel Martínez, Cristina Carrasco und Constanza Tobío), vergleichen die Einkommens-Steuermodelle von Deutschland und Spanien (Paloma de Villota), untersuchen unbezahlte Arbeit (María-Ángeles Durán) und präsentieren relevantes Datenmaterial zum Mentalitätswandel, den junge Frauen in Bezug auf Arbeit und Ausbildung vollziehen (Francesca Salvà Mut / M^a Dolores Forteza Forteza).

Der Band schließt mit einem Kapitel zum Zusammenhang von Bildung und Feminismus. Hier legen Rosa Francia Somalo und Mercedes Vico Monteoliva zunächst den geschichtlichen Wandel von Erziehungsprogrammen für Mädchen und Frauen seit der Herrschaft Roms über Spanien dar. Die weiteren Artikel analysieren verschiedene Aspekte der höheren Bildung von Frauen – so etwa die Korrelation von universitärer Bildung und Herkunft (die in Spanien weit weniger eng ist als in Deutschland, s. Consuelo Flecha García) oder den sozialen Wandel an spanischen Hochschulen (Rita Radl Philipp).

Die in der Publikation versammelten Forscherinnen sind in den 1930er bis 60er Jahren geboren und stammen – bis auf die Herausgeberin – aus Spanien oder Lateinamerika. Sie alle absolvierten ihre akademische Ausbildung in Spanien und forschen und lehren heute – wiederum mit Ausnahme von Elisabeth de Sotelo – an spanischen Universitäten. Die Publikation vermittelt somit im wörtlichen Sinne einen differenzierten Einblick in die aktuelle Gender-Forschung *Spaniens*. Der Titel *New Women of*

Spain spielt also nicht nur auf eine frühe feministische Publikation von Antonia Rodrigo an, die 1979 in *Mujeres de España* ('Women of Spain') Biographien vergessener Spanierinnen aufarbeitete. Mit den *neuen* Frauen Spaniens sind vielmehr neben den Nachfolgerinnen jener herausragenden historischen Frauenfiguren, die in den einzelnen Forschungsarbeiten thematisiert werden, auch die mitwirkenden Wissenschaftlerinnen selbst und ihre neuen Wege der wissenschaftlichen Arbeit gemeint. Unterzieht man nun die Essays, die in den verschiedenen Disziplinen der Philosophie, Literaturwissenschaft, Soziologie, Ökonomie und Psychologie entstanden sind, einer methodischen Betrachtung, fällt auf, dass die Wissenschaftlerinnen in ihren Basisreflexionen zur Geschlechtlichkeit häufig von der Diskussion um die Gleichheit bzw. Differenz der Geschlechter ausgehen und das dichotome Modell von Simone de Beauvoir als Grundlage weitergehender Argumentationen wählen. Auf die spätere Gendertheorie der Psychoanalyse (Lacan, Irigaray, de Lauretis) wird kaum oder gar nicht Bezug genommen. Eine bedenkliche theoretische Engführung findet sich jedoch nur in Rosa María Rodríguez Magdas Aufsatz „The Pleasure of the Simulacrum“, in dem ein Dialog zwischen den Schriften Foucaults und zahlreichen eigenen Publikationen hergestellt wird, wesentliche weitere Beiträge zum Simulacrum (z.B. von J. Baudrillard) aber nicht genannt werden. Ferner lässt die Tatsache, dass Judith Butlers *Gender Trouble*, welches ungeachtet aller berechtigten Kritik eine grundlegende Position der Gender-Forschung darstellt und in theoretischen Überlegungen zur Geschlechtsidentität schon rein aus systematischen Gründen genannt werden muss, nur ein einziges Mal zitiert wird, den Eindruck entstehen, die andernorts intensiv debattierte Performance-These habe in Spanien bislang nicht im Zentrum von Gender-Diskussionen gestanden. Schließlich fehlen in dem Band Beiträge aus dem Bereich der Lesbian- oder Queer-Studies.

Ungeachtet dieser Kritik handelt es sich zweifellos um eine absolut wesentliche, innovative Publikation, die mit dem sorgfältig recherchierten und prägnant argumentierenden Eingangsbeitrag der Herausgeberin die Perspektive auf die internationalen Bezugnahmen der spanischen Gender Studies eröffnet. Die Interdisziplinarität der Beiträge, die Differenziertheit der Schwerpunkte und nicht zuletzt die Präsentation in englischer Sprache bieten einem über die Hispanistik hinausgehenden Publikum eine zugleich solide wie faszinierende Grundlage für weitere Studien und Debatten der *New Women of Spain*.

Susanne Gehrman

Graduiertenkolleg Identität und Differenz (Hg.): Ethnizität und Geschlecht. (Post-)Koloniale Verhandlungen in Geschichte, Kunst und Medien. Köln: Böhlau, 2005. 377 S., ISBN 3-412-27005-9, 42,90 €

Der vom Graduiertenkolleg „Identität und Differenz“ an der Universität Trier herausgegebene Sammelband *„Ethnizität und Geschlecht. (Post-)Koloniale Verhandlungen in Geschichte, Kunst und Medien“* geht ein im deutschsprachigen Raum immer noch bestehendes Forschungsdesiderat an. Die 19 Beiträge aus den Fächern Ethnologie, Geschichte, Japanologie, Literatur- und Kulturwissenschaften, Kunstgeschichte, Medienwissenschaft und Semiotik erweitern die aktuelle Diskussion um die Konstruktion und das Verhandeln von grundlegenden Differenzkategorien sowie deren Interdependenzen. Der Anspruch des Bandes ist, dies aus einer postkolonialen Perspektive zu tun, die hegemoniale Diskurse offen legt und hinterfragt sowie Gegenstrategien

aufzeigt, wie es in der Einleitung formuliert wird: „Entscheidend für eine postkoloniale Sichtweise ist, dass sie eine Strukturanalyse der Machtverhältnisse und Repräsentationsweisen zum Ausgangspunkt ihrer Kritik nimmt“ (7). Der Band ist in vier thematische Blöcke unterteilt, wobei einzelne Beiträge auch in mehrere der Kategorien hineingepasst hätten.

Für den ersten Block „**Kolonialisierungsprozesse und ihre Geschichte(n)**“ wurde ein weitgefasster Kolonialismusbegriff angesetzt, der auch die USA im 19. Jh. und die Minderheitensituationen in der Bukowina umfasst. Anhand sehr unterschiedlicher Bild- und Textmedien wird von den AutorInnen untersucht, wie Prozesse der Kolonialisierung und Domestizierung durch Medien und/oder Praktiken initiiert und gestärkt werden.

Maïke Christadlers Beitrag „Mutter und Kind. Eine Bildchiffre im (post)kolonialen Diskurs“ führt anhand umfangreichen Bildmaterials des 18.-19. Jahrhunderts vor, wie die Repräsentation von Mütterlichkeit für die Konstruktion des kolonialen ‚Anderen‘ als ‚fehlgeleitete‘ Weiblichkeit genutzt wurde.

Michael Weidert zeigt in seinem Aufsatz „Zur Genealogie missionarischer Macht. Das Beispiel der katholischen Kolonialmissionen in Deutsch-Ostafrika“ auf, wie im kolonialen Kontext der christliche Bekehrungsauftrag von rassistischen und geschlechterspezifisierenden Diskursen affiziert wurde und sich als Teil des kolonialen Machtgefüges konstituiert.

Die von Weidert fokussierte, auf den Foucaultschen Machtbegriff gestützte „Bedeutung von Geschlecht und Ethnizität in den Aushandlungsprozessen von Macht“ (35) ist exemplarisch für den Band insgesamt: Zahlreichen BeiträgerInnen gelten Foucaults Diskurs- und Machttheorien, die einmal mehr ihre ungebrochene Aktualität beweisen, als theoretisches Fundament.

So auch bei **Silke Förschler**, die in ihrem Beitrag „Die orientalische Frau aus der hellen Kammer“ auf Foucaults These der Produktivität von Macht rekurriert. Sie greift die seit Malek Allouas *Le harem colonial* (1981) kontrovers geführte Debatte über die koloniale Postkartenproduktion im Maghreb auf. Dabei gelangt sie zu einer kunsthistorisch versierten Analyse der Ästhetik der Bildproduktionen konstruierter ‚orientalischer Weiblichkeit‘; jedoch kann diese m.E. Allouas Argumentation über die koloniale Unterdrückung durch den Blick der Photographie nicht entkräften, wie Förschler abschließend behauptet.

George Gutu widmet sich einer multiethnischen und literarischen „Peripherie“ in Europa, der Bukowina. Sein Beitrag „(De-)Konstruktion des Mythos von der Randliteratur – Selbstaussagen Bukowiner Autorinnen und Autoren“ zeigt das Spannungsfeld zwischen Selbstmythisierung und Desillusion der Bukowiner Literaturszene im 20. Jh. auf. Der Genderaspekt wird leider nicht berührt.

In ihrem hervorragenden Beitrag über „Heaven’s Last, Worst Gift to White men’ – die ‚rassengemischte‘ Frau im New Orleans des 19. Jahrhunderts“, zeigt **Nina Möllers** anhand der ambivalenten Figur der ‚Quadroon‘ die Brüchigkeit des US-amerikanischen „Rassensystems“ auf, indem sie den Verunsicherungen des hegemonialen Diskurses gegenüber den ‚free people of color‘ in Louisiana nachgeht. Möller macht sehr deutlich, wie Konstruktionen von „Rasse“/Ethnizität und Gender ineinandergreifen und zu Hierarchisierungen führen: Nicht-weiße Weiblichkeit wird aus hegemonialer Sicht mit Gefahr und Prostitution gleichgesetzt, das exotisierende Begehren setzt diese jedoch zugleich über Schwarze Männer. Das anhand von umfangreichem

Quellenmaterial analysierte System der ‚plaçage‘ liest Möller auch als Strategie der Ermächtigung.

Der zweite Block mit der Überschrift „**Von ‚weißen‘ und ‚anderen‘ Männern**“ zeigt mit vier Beiträgen den Turn der Gender Studies zu einer verstärkten Analyse von Männlichkeits- und Maskulinitätskonzepten auf. Gemäß des Ansatzes des Bandes wird die Konstruktion von Männlichkeit hier weniger auf die Kontrastfolie Weiblichkeit bezogen, als auf divergierende und konkurrierende Konzepte von ethnisch und/oder kulturell markierten differenten Männlichkeiten.

Ein verdrängtes Kapitel der deutschen Wissenschaftsgeschichte arbeitet **Claudia Bruns** mit „Die eigenartige Tätigkeit des Mannes bei der Gesellschaftsbildung ...“ – Heinrich Schurtz’ ethnologische Perspektiven auf das Geschlechterverhältnis um 1900“ auf. Schurtz Schriften bewegen sich in einem Spannungsverhältnis der antifeministischen Rückbesinnung auf ‚ursprüngliche‘ Männlichkeit, welche die ‚Primitiven‘ zum Vorbild für den ‚modernen Mann‘ erhebt, und der Notwendigkeit der gleichzeitigen Abgrenzung der westlichen Zivilisation von den ‚primitiven Kulturen‘. Diese Brüchigkeit des Schurtzschen Diskurses arbeitet Bruns sorgfältig heraus.

Sandra Maß analysiert in ihrem Beitrag „Wir sind zu allem entschlossen: Zur Vernichtung dieser schwarzen Halbmenschen.‘ Gewalt, Rassismus und Männlichkeit in der deutschen Kriegpropaganda, 1914-1940“, wie sich die Konstruktion des Feindbildes des Schwarzen Kolonialsoldaten als Ausweis der Degeneration des französischen Erbfeindes vom ersten Weltkrieg über die Rheinlandbesetzung bis zum Nationalsozialismus verschärft. Dabei werden durchaus widersprüchliche Stereotypenfelder funktionalisiert. Maß macht die Bedeutung des ‚Anderen‘ als Grundlage für den Entwurf des weißen deutschen Helden sichtbar. Dieser kann seine Gewalt letztlich als legitime Verteidigung der „Herrenrasse“ inszenieren.

Der filmwissenschaftliche Beitrag von **Bernd Elzer** „Von Machos, Memmen und anderen Männern: Männlichkeiten und Alteritäten in George Stevens’ Film-Epos Giant (1956)“ analysiert die Zuschreibungen von geschlechtlichen und ethnischen Normierungen – in diesem Fall weiße amerikanische vs. Chicana-Identitäten – in dem amerikanischen Filmklassiker sehr anschaulich. Dabei legt er offen, wie die in dem Film durchaus vorhandenen Ansätze zu einer Überschreitung von Geschlechterrollen und ethnisch begründeter Hegemonien durch die dominierende Struktur des weißen, patriarchalischen und heterosexuellen Amerika immer wieder überlagert werden.

Kerstin Schankweiler beschäftigt sich in „Künstlermythos und kulturelle Differenz. Selbstverständnis und Projektion am Beispiel von Georges Adéagbo“ nicht vorrangig mit dem Werk des beninischen Künstlers, sondern vielmehr mit dessen Rezeption im westlichen Kunstbetrieb. Sie kritisiert die aufoktroierten identitären Zuschreibungen an den männlichen ‚schwarzafrikanischen‘ Künstler durch eine biographistische Kunstkritik, welche Exotismus mit einer Reaktualisierung des westlichen Geniebegriffs verbindet. Dieser Text hätte m.E. besser in den Abschnitt über (Neu-) Verhandlungen von Alterität gepasst.

Der dritte Abschnitt ist der Verhandlung von „**Kulturelle[n] Identitäten zwischen Text und Performanz**“ in der Literatur gewidmet. Die hier versammelten Beiträge stellen insbesondere die Strategien subalterner Subjekte heraus, Zuschreibungen zu unterlaufen und eigene Identifikationsmuster zu erfinden.

Iulia-Karin Patruț sorgfältiges Close Reading eines Celan-Textes in „‚Transfiguration‘ und Gewalt in Paul Celans Prosagedicht ‚Am nächsten Tag sollten die Deportationen beginnen...‘“ ist ein gutes Beispiel dafür, wie eine verdichtete literarische Spra-

che subtile Kritik an Hegemonialverhältnissen üben kann. Patrut stellt heraus, wie ethnisch und geschlechtlich konnotierte Codes kritisch perspektiviert in den auf den ersten Blick hermetisch erscheinenden Text eingeschrieben sind.

Ruth Kersting kontrastiert in ihrem ausgezeichneten Aufsatz „Essays im Vergleich: Botho Strauß' ‚Anschwellender Bocksgesang‘ und Yoko Tawadas ‚Verwandlungen‘“ die Denkfiguren des Sehers bei Strauß und der Schamanin bei Tawada, durch welche die unterschiedlichen Strategien der kulturellen Selbstverortung der beiden AutorInnen sichtbar gemacht werden. Während Strauß ein Alteritätsdenken der Abgrenzung bemüht, um „dem deutschen Autor“ seine ‚seherischen‘ gesellschaftlichen Funktionen wieder zuzuweisen, gelingt Tawada über literarische Strategien wie Ironie und Verfremdung sowie durch das Bild der Schamanin als Verwandlungskünstlerin eine Dekonstruktion identitärer Vereindeutigung, durch welche sie sich als plurales Schriftstellerinnensubjekt ausweist.

Liesbeth Minaard hingegen geht in „Hafid Bouazzas fliegender Teppich. Die Imagination eines niederländischen Arkadien“ von der vereinnahmenden Rezeption eines marokkanisch-niederländischen Autors aus, um seine Werke einer detailreichen Relektüre zu unterziehen, welche die subtilen Widerstandsstrategien gegen exotisierende Zuschreibungen aufzeigt. Was bei Bouazza als Bestätigung von stereotypen Denkmustern gelesen wurde, kann mit Minaard vielmehr als entlarvende Parodie verstanden werden.

Die beiden japanologischen Beiträge der Sektion beschäftigen sich mit dem Status der Minderheit koreanischer Herkunft in Japan, welche sich inzwischen im Kulturbetrieb etabliert hat, aber immer wieder auf eine identitäre Positionierung verwiesen wird. **Michiko Mae** und **Kristina Iwata-Weickgenannt** zeigen auf, wie koreanisch-japanische Identitätsverhandlungen sowohl literarisch als auch in Selbstinszenierungspraktiken ganz unterschiedlich umgesetzt werden, wobei Gender neben dem nationalistischen bzw. ethnischen Aspekt als zusätzlich strukturierende Kategorie fungiert.

Mae beschreibt in „Äußere Fremde‘ – ‚innere Fremde‘: Zur kulturellen Identität der in Japan lebenden KoreanerInnen im Gender-Ethnien-Verhältnis“ komplexe Inklusions- und Exklusionsmechanismen und legt deren Auswirkung auf die literarische Problematik nationaler wie geschlechtlicher Zugehörigkeit offen, welche sich gegen Homogenisierungen zur Wehr setzt.

Iwata-Weickgenannt führt diese Debatte anhand eines Fallbeispiels weiter: „Zwischen Assimilation und Subversion? Inszenierungen von Identität in autobiographischen Werken Yû Miris“. Sie arbeitet Miris Oszillieren zwischen angestrebter „Japanizität“ über das Dispositiv der Mütterlichkeit und imaginiertes „Koreanizität“ über eine weibliche Genealogie heraus.

In der letzten Sektion des Bandes geht es um „**(Neu)-Verhandlungen von Alterität**“ im Sinne von Paradigmenwechsel in den Konzepten Gender und Ethnizität sowie deren Auswirkungen.

Ein weiterer japanologischer Beitrag von **Barbara Geilhorn**, „Frauen auf dem Weg zur Bühne. Modernisierungstendenzen im japanischen Theater“, zeigt anhand der Diskussion um die Zulassung von Frauen auf japanischen Theaterbühnen vom 17.-20. Jahrhundert, wie die Kategorie Gender in Japan zunächst durchlässiger besetzt war, aber durch die Berührung mit der westlichen Kultur neu definiert und zusehends essentialisiert wurde.

Iris Edenheiser bemüht sich in ihrem Beitrag „The Savage Laughs Back: das Ludisch-Komische im Umgang mit dem Anderen. Ethnographische Beispiele aus dem Amazonastiefland“, die Umkehrung des ethnologischen Blicks durch die Analyse der performativ-spielerischen Reaktionen von „AmazonasindianerInnen“ (299) auf das ihnen Andere, also die weißen Beobachter, sichtbar zu machen. Hierbei gelangt sie zu einigen bemerkenswerten theoretischen Überlegungen über die Konzepte der Mimikry bzw. Mimesis nach Caillois, Bhabha und Kramer.

Christina Schochs vor allem empirisch und kategorisierend vorgehender Beitrag „Adaptationen des ‚Anderen‘. Inszenierungen von ‚nicht-weißen‘ Darstellern in populären Musikvideos ‚weißer‘ Interpreten“ zeigt, wie auch die Praxis der multiethnischen Besetzung in Musikvideos vielfach auf alten Stereotypen beruht, die auch in Zeiten politischer Korrektheit nur zögerlich aus öffentlichen Bildproduktionen verschwinden.

Am Begriff der *political correctness* entlang arbeitet explizit **Doris Mosbach** mit dem Aufsatz: „Was macht Bilder politisch inkorrekt? Vom Umgang mit Bildern ethnischer Minoritäten in der deutschen und US-amerikanischen Populärkultur“. Dabei kann sie nachweisen, dass die politisch etablierte „Korrektheit“ in den USA durchaus zu Teilerfolgen einer erhöhten Sensibilität bei der Darstellung ethnischer Minderheiten geführt hat, während im deutschen Kontext das romantisierende und klischeehafte „Indianerbild“ fast ungebrochen fortbesteht.

Der abschließende Beitrag von **Angelika Bartl** „Politische Subjektivität. Feministische Perspektiven im Dokumentarischen am Beispiel von Hot Water – De l'eau chaude“ analysiert das feministische Potential zeitgenössischer Dokumentarvideokunst. Alejandra Rieras Film über die Protestaktionen einer Frauengruppe gegen schlechte Wohnverhältnisse zeigt die Möglichkeiten und Grenzen weiblicher Solidarisation jenseits ethnischer Grenzen auf. Bartl verdeutlicht jedoch, wie Rieras Bildinszenierung mit dem stereotypen Opferstatus benachteiligter Frauen bricht und so eine Ästhetik der feministischen Selbstbestimmung entwirft.

Die kritische Analyse (kolonial)historischer und gegenwärtiger diskriminierender wie auch identitärer Diskurse der Konstruktion von Geschlecht und Ethnizität zieht sich durch das gesamte Buch. Sicherlich ist der Zugriff auf die zentralen Begriffe Gender oder Ethnizität in den Beiträgen unterschiedlich gewichtet und nicht immer werden tatsächlich die Überschneidungsprozesse zwischen den beiden Kategorien fokussiert. Auch kommt es an keiner Stelle zu einer erhellenden Definition der diskursgeschichtlich verwandten, aber doch zu unterscheidenden Kategorien Ethnie, „Rasse“ und Nationalität. Die unterschiedliche Verwendung der Begriffe in den Beiträgen macht vielmehr deutlich, dass sich der Band in der Mitte eines wissenschaftlichen Prozesses befindet, der längst nicht abgeschlossen ist: der Neuorientierung von Wissensfeldern. Das Graduiertenkolleg „Identität und Differenz“ leistet mit seiner hervorragend lektorierten Publikation, für welche die ethnisch und geschlechtlich hybride Figur einer Collage von Hannah Höch als treffendes Titelbild gewählt wurde, einen vielfältigen und wichtigen Beitrag zum Wissen über Repräsentationen und Praktiken interdependenter Differenzen in postkolonialen Konstellationen.

Hella Hertzfeldt

Ursula Schröter, Renate Ullrich: Patriarchat im Sozialismus? Nachträgliche Entdeckungen in Forschungsergebnissen aus der DDR. Berlin: Karl Dietz Verlag, 2005. 169 S., ISBN 3320029002, 9,90 €

Nachdem in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Publikationen zur strukturellen Verfasstheit der gesellschaftlichen Verhältnisse in der DDR erschienen sind, die ein differenziertes Bild der Geschlechterbeziehungen einbeziehen (erwähnt seien in diesem Zusammenhang Arbeiten z.B. von Hildegard Maria Nickel und Irene Dölling), wendet sich die vorliegende Publikation einem Bereich zu, der bisher unterbelichtet war, nämlich den Resultaten der Frauen- und Geschlechterforschung in der DDR. Verdienstvoll ist dabei besonders, dass sich Ursula Schröter und Renate Ullrich vor allem auf Materialien stützen, die zur sogenannten „grauen“ Literatur zählen und somit nicht so einfach zugänglich sind. Gleichzeitig leisten sie mit ihrem Buch einen Beitrag zur Erhellung dessen, wie (Gesellschafts)Wissenschaft in der DDR funktionierte.

Inhaltlich konzentrieren sich die Autorinnen „auf die in der DDR analysierten Geschlechterverhältnisse und auf ihr theoretisches und politisches Umfeld.“ (S. 7) Sie verstehen ihre Untersuchungen nicht als eine Arbeit über einen abgeschlossenen historischen Zeitraum, sondern es geht ihnen um eine Verbindung des Vergangenen mit Gegenwärtigem und Zukünftigem. Dementsprechend lassen sie sich von folgenden Fragen leiten: „Erstens. Welche Forschungsfragen und welche Forschungsergebnisse zu den Geschlechterverhältnissen sind bis heute wichtig und insofern aufhebenswert (wären aufhebenswert gewesen)? Zweitens. Welche Fragen, welche Zusammenhänge fehlen aus heutiger Sicht? ... Möglicherweise bieten Erkenntnisse und Erfahrungen über das sozialistische Patriarchat, über seine emanzipatorische Grenzen, aber auch über seine Unterschiede zum kapitalistischen Patriarchat Anhaltspunkte, Anregungen – auch Warnungen – für neue Zukunftsüberlegungen.“ (S. 7)

Das Buch gliedert sich in zwei Teile: Im ersten Teil wird dargestellt, in welche Strukturen Frauenforschung in der DDR eingebettet war, und im zweiten Teil werden ausgewählte Forschungsergebnisse behandelt.

Die Institutionalisierung der Frauenforschung in der DDR begann mit einem Beschluss der Regierung im Jahre 1964 über die Schaffung eines interdisziplinären wissenschaftlichen Gremiums zur Untersuchung der Lage der Frauen in der DDR. Dieses Gremium, das den Namen „Die Frau in der sozialistischen Gesellschaft“ trug, wurde bei der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (sie wurde später in Akademie der Wissenschaften der DDR umbenannt) angesiedelt und als Wissenschaftlicher Beirat unmittelbar dem Präsidenten der Akademie unterstellt. Dem Regierungsbeschluss voran ging ein Vorschlag der Frauenkommission beim ZK der SED. Im selben Jahr erfolgte die Institutionalisierung der Soziologie in der DDR; hierzu beschloss das Politbüro des ZK der SED, den „Wissenschaftlichen Rat für Soziologische Forschung in der DDR“ zu bilden und ihn an das Institut (später Akademie) für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED anzubinden. Er war der erste einer ganzen Reihe von „Wissenschaftlichen Räten, Beiräten, Problemräten“, die in der Folge sowohl an staatliche Forschungseinrichtungen sowie an jene der SED angebunden waren. Ihre Aufgabe bestand in der Koordinierung und Diskussionszentrierung der von ihnen behandelten geistes- und sozialwissenschaftlichen Fragestellungen. Sie waren in die langfristigen Pläne der Entwicklung der Gesellschaftswissenschaften, die jeweils vom ZK der SED beschlossen wurden, eingebunden und unterlagen somit der

Kontrolle der Partei. Gleichzeitig waren sie wichtige Hinweisgeber für die Partei- und Staatsführung, die jedoch meistens leider nicht den entsprechenden Widerhall erfuhren.

Ausführlich gehen die Autorinnen auf die Aufgaben und Strukturen der beiden oben genannten Wissenschaftlichen Räte ein, in denen sich die Frauenforschung in der DDR hauptsächlich konzentrierte. Sie zeigen, welcher Grad von Gleichberechtigung bis Mitte der 60er Jahre seitens der rechtlichen Grundlagen und in der Realität erreicht wurde und wo Defizite lagen. Die Etablierung der beiden wissenschaftlichen Räte wird von ihnen wie folgt bewertet: „Gründungsmodi und Forschungsaufträge des Wissenschaftlichen Rates für Soziologie und des Wissenschaftlichen Beirates für Frauenforschung zeigen Größe und Grenzen von Frauenpolitik und Frauenforschung in der DDR. Die Frauenfrage hatte einen hohen Stellenwert – bei gleichzeitiger Unterordnung unter die Klassenfrage – die von der Mainstream-Forschung in Angriff genommen wurde. Akzeptiert wurde, dass die Frauenfrage eine Querschnittsfrage ist, aber praktiziert wurde eine asymmetrische Arbeitsteilung. Die Selbständigkeit der Frauenforschung bedeutete auch, eine Minderheit in der Forschungslandschaft zu sein und einen Minderheitenkampf um Akzeptanz in der Wissenschaftslandschaft führen zu müssen. Aber immerhin: Die Gesetzgebung der DDR verpflichtete letztlich alle wissenschaftlichen Institutionen zur Anerkennung der Gleichberechtigung und der sozialen Gleichstellung der Geschlechter.“ (S. 17)

Der hohe Anspruch nach Interdisziplinarität und Praxisnähe des Wissenschaftlichen Beirates für Frauenforschung zeigt sich auch in seiner Zusammensetzung. Von den 28 Gründungsmitgliedern waren 17 weiblich und 11 männlich. Sie kamen aus unterschiedlichen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens: von Universitäten und anderen wissenschaftlichen Einrichtungen, aus staatlichen Institutionen, aus gesellschaftlichen Organisationen, aus landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften und von der Frauenzeitschrift „Für Dich“. Inhaltlich ging es um die gesamte Breite der gesellschaftlichen Rolle von Frauen – von der Berufstätigkeit bis zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie, wobei familiensoziologische Fragen immer wieder im Vordergrund standen. Aus der Analyse der untersuchten Materialien geht hervor, dass die Geschlechter- und Frauenforschung in der DDR in einem hohen Maße politisch und ökonomisch determiniert war, was jedoch nicht bedeutet, dass nicht unterschiedliche Meinungen ausgesprochen und durchaus nicht immer nur Mainstreamfragen diskutiert wurden.

Wie schon oben erwähnt werteten die Autorinnen vorrangig sogenannte „graue Literatur“ aus, die nicht in den Buchläden gehandelt wurde. Es war in der DDR durchaus üblich und gewollt, dass sich die Arbeit der Wissenschaftlichen Räte in regulären Publikationen in dieser halboffiziellen Form niederschlug. Sie waren als Informations- und Diskussionsforen der jeweiligen Räte vorgesehen und waren darüber hinaus einem bestimmten Kreis von Partei-, Wirtschafts- und Staatsfunktionären zugänglich. Diese Art und Weise des Umgangs mit wissenschaftlichen Erkenntnissen ist vorrangig begründet im stark ausgeprägten Sicherheitsbedürfnis der Partei- und Staatsführung. Die beiden Autorinnen untersuchen in der vorliegenden Publikation die so genannten SID-Hefte (Soziologische Informationen und Dokumentationen), die so genannte S-Reihe (Soziologie), die Informationen des Wissenschaftlichen Beirates „Die Frau in der sozialistischen Gesellschaft“, die wegen ihres grünen Einbandes von InsiderInnen und im Buch kurz „grüne Hefte“ genannt werden, das Mitteilungsblatt der Arbeitsgemeinschaft „Geschichte des Kampfes der Arbeiterklasse um die Befreiung der Frau“ und eine Reihe von Dissertationen. Aus der Fülle der dort behandelten Themen konzentrieren sich die Autorinnen im zweiten Teil des Buches vorrangig auf einen Fragen-

komplex, der unbestreitbar auch heute noch ein Dauerbrenner in der Geschlechterdebatte ist: die Privatsphäre und die Hausarbeit.

In chronologischer Abfolge in Zweijahresschritten werden die Materialien detailliert untersucht und dokumentiert. So z.B. die frühe Debatte um die Hausarbeit in der DDR aus dem Jahre 1966, in der einerseits eine intensive Diskussion über die Rolle der Väter bei der Kindererziehung geführt wird, andererseits werden Vereinbarkeitsprobleme der verschiedenen Arbeitsbereiche weitgehend als Frauenprobleme angesehen. (S. 76) Eine Sichtweise, die heute immer noch weit verbreitet ist und sich z.B. in der Formulierung ausdrückt, der Mann solle doch die Frau bei der Hausarbeit unterstützen, als ob das ihr Ressort sei, in dem er ihr behilflich sein solle!

So positiv die sehr detaillierte Darstellung der Forschungsergebnisse in den Zweijahresschritten ist, hat sie doch ihre Tücken: Oft sind die Probleme längerfristig in der Diskussion und sind in solchen kurzen Fristen die Entwicklungstendenzen nicht klar zu erkennen. Da, wie sehr gut im ersten Teil dargestellt, die Entwicklung der Wissenschaft in der DDR eng mit dem politischen Geschehen verbunden war, hätten längere Untersuchungszeiträume die Übersichtlichkeit erhöht. Das Thema sozialpolitische Maßnahmen z.B., das in den 70er und 80er Jahren auf der politischen Agenda stand, und das, wie die Autorinnen sehr deutlich zeigen, Familienpolitik in den Vordergrund rückte, ist eigentlich nur über einen längeren Zeitraum behandelbar.

Nichtsdestotrotz zeigen die Darlegungen, dass neben den stark zeitbezogenen Problemen (wie z.B. ab den 70er Jahren demografische Probleme) sich durchaus Gedanken finden, die einen weiten emanzipatorischen Anspruch haben. So wird auf eine Diskussion aus dem Jahre 1969 verwiesen, bei der es um generelle Überlegungen zum Verhältnis zwischen öffentlichem und privatem Leben geht und als Maßstab die Ideale des Sozialismus angelegt werden. (S. 81)

Die im Buchtitel genannte Frage nach einem Patriarchat im Sozialismus wird von den Autorinnen durchaus bejaht, wobei gleichzeitig auf Differenzierungen hingewiesen wird. Als unbestritten wird von ihnen angesehen, dass in der DDR bei allen Erfolgen in der Gleichberechtigung, bei der Berufstätigkeit, finanziellen Unabhängigkeit usw. die unbezahlte Hausarbeit ungleich zu Ungunsten der Frauen verteilt war und blieb.

Eine andere, bis heute diskutierte Frage ist der Maßstab der Gleichberechtigung, der Gleichstellung. In vielen Fragen wurde der Mann als Maßstab in der DDR angelegt (z.B. was die Leistungsbereitschaft im Berufsleben betrifft). „Das Ziel war letztlich der öffentliche Bereich, dem der private zu dienen hatte...“ (S. 143) Eine differenziertere Fragestellung blieb dabei auf der Strecke.

Ausführlich wird auf die Zuspitzung der gesellschaftlichen Konflikte und ihre Widerspiegelung in den ausgewerteten Materialien in den 80er Jahren eingegangen. „Auf jeden Fall schien Mitte der 80er Jahre die Zeit überreif zu sein für ein neues Verständnis der DDR-Frauenforschung, vielleicht auch nur für ein Rückbesinnen auf die Ausgangsüberlegungen von 1964. Die einfache explorative Sicht auf empirisch nachweisbare Geschlechterunterschiede reichte offenbar nicht mehr aus.“ (S. 144) Themen wie Ökologie, Gleichberechtigung und Sprache gerieten verstärkt in das Blickfeld und das Dauerthema Privatheit/Öffentlichkeit wurde mit neuen Akzenten versehen.

Das Buch stellt also einen Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der DDR auf dem Gebiet der Frauen/Geschlechterforschung dar und sollte durchaus Beachtung finden. Nicht nur aus historischem Interesse, sondern vor allem hinsichtlich der Gedankengänge zu den Fragen in der Geschlechterdebatte, die immer noch auf der Tagesordnung stehen; vielleicht kann es hier einige Denkanstöße geben.

Daniela Hrzán

Martina Löw, Bettina Mathes (Hg.): Schlüsselwerke der Geschlechterforschung. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 2005. 324 S., ISBN 3-531-13886-3; 34,90 €

In den vergangenen Jahren sind auffallend viele Einführungswerke zur Frauen- und Geschlechterforschung erschienen. Diese beinhalten zum einen Lexika wie das 2002 von Renate Kroll herausgegebene *Metzler Lexikon. Gender Studies, Geschlechterforschung: Ansätze – Personen – Grundbegriffe* und zum anderen Übersichtswerke wie das 2004 erschienene *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung* sowie die Anthologie *Gender@Wissen*, die von Christina von Braun und Inge Stephan im Jahr 2005 herausgegeben wurde. Die genannten Bücher sind sehr unterschiedlich, verfolgen aber den gemeinsamen Anspruch, zentrale Begriffe, Fragestellungen, Methoden und Methodologien, Arbeitsfelder sowie Debatten und intellektuelle Strömungen aufzuzeigen.¹ Darüber hinaus belegen sie, dass es einen Konsens zu geben scheint, demnach der Wissensbestand in der Frauen- und Geschlechterforschung mittlerweile derartig ausdifferenziert ist, dass er nicht mehr ohne weiteres überblickt werden kann. Daher ist allen diesen Publikationen auch gemein, dass sie eine Orientierungshilfe anbieten möchten, die stark nachgefragt ist und sich auch in der Bereitschaft von Verlagen niederschlägt, entsprechende Bücher zu publizieren.²

Auf den ersten Blick scheint sich das von *Martina Löw* und *Bettina Mathes* herausgegebene Buch *Schlüsselwerke der Geschlechterforschung* in die Reihe der genannten Publikationen einzufügen. Auch Löw (Professorin für Soziologie an der TU Darmstadt) und Mathes (Professorin für German, Science, Technology and Society, and Women's Studies an der Pennsylvania State University) möchten Orientierung anbieten. Dass diese Intention unweigerlich die Kanondiskussion in den Gender Studies herausfordert und eine Positionierung dazu verlangt, ist den Herausgeberinnen klar. So heißt es auch gleich zu Beginn: „*Schlüsselwerke der Geschlechterforschung* – das klingt nach Kanon. In der Tat ist der vorliegende Band ein Beweis für die Existenz eines (heimlichen?) Kanons im interdisziplinären Feld der Geschlechterstudien, wobei die hier versammelten Schlüsselwerke nicht identisch mit diesem Kanon sind. [...] Der Band ist insofern ein Bekenntnis zum Kanon, weil Kanon stets auch die Reflexion der eigenen Geschichte und Tradition beinhaltet. Ein solches ‚Bekenntnis‘ ist in der Frauen- und Geschlechterforschung selbstverständlich nicht unumstritten.“ (S. 7) Bei dieser Feststellung bleiben *Löw* und *Mathes* allerdings nicht stehen. Vielmehr betonen die beiden Herausgeberinnen die positiven und produktiven Aufgaben des Kanons sowie seine historische Veränderbarkeit und Kritisierbarkeit, die ihn zu einer Voraussetzung für die Entstehung und Weitergabe neuen Wissens machen. Darüber hinaus propagieren sie Kanonkritik als einen gangbaren Weg, sich mit der Normierungsmacht des Kanons auseinanderzusetzen, vor allem wenn dieser nicht durch die Aufstellung eines ‚weiblichen‘ Gegenkanons verdoppelt werden soll (S. 7). Und dass Ka-

¹ Kroll, Renate (Hrsg.): *Metzler Lexikon. Gender Studies, Geschlechterforschung: Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Stuttgart, Weimar: Metzler, 2002; Becker, Ruth/ Kortendiek, Beate (Hrsg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2004; Stephan, Inge/ Braun, Christina von (Hrsg.): *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender Theorien*. Köln: Böhlau, 2005.

² Bock, Ulla. „Überblick und Bestandsaufnahme: Lexika, Glossare und Handbücher zur Frauen- und Geschlechterforschung“. *Querelles-Net: Rezensionenzeitschrift für Frauen- und Geschlechterforschung*, Nummer 15 (März 2005).
<http://www.querelles-net.de/forum/forum15-1.shtml>

nonen wie auch Kanonkritik immer auch mit Deutung zu tun haben, wird bei einem genaueren Blick auf die besprochenen Werke schnell klar.

Zum einen stellt die Anthologie Schlüsselwerke vor, die zunächst nicht mit diesem Label assoziiert werden würden – darin unterscheidet sie sich von vielen der jüngst erschienenen Einführungswerke in die Gender Studies. Konkret bedeutet das, dass sich LeserInnen mit Personen und Texten konfrontiert sehen, wie mit der von Janine Chasseguet-Smirgel herausgegebenen Anthologie *Psychoanalyse der weiblichen Sexualität* (1964) oder dem Text *Frauen-Räume-Architektur-Umwelt* der Gruppe „Frauen, Steine, Erde“ aus dem Jahr 1980. Andererseits werden aber auch AutorInnen besprochen, die längst als kanonisiert gelten. Dies beinhaltet Gender-ForscherInnen und zentrale Werke wie Simone de Beauvoirs *Das andere Geschlecht* (1949), Carol Gilligans *Die andere Stimme* (1982) oder Judith Butlers *Gender Trouble* (1990). Es ist genau diese Mischung aus Momenten der Überraschung und der Affirmation, die die Schwierigkeiten der Diskussion über Kanones und Kanonisierung in den Gender Studies illustrieren und gleichzeitig neu beleben.

Die beispielhaft genannten AutorInnen sind Teil eines Buches, das insgesamt 19 Beiträge enthält und einen zeitlichen Bogen spannt, der von Hedwig Dohms 1874 entstandenem Werk *Die wissenschaftliche Emancipation der Frau* bis zum Jahr 1996 reicht, in dem Silke Wenks *Versteinerte Weiblichkeit* erschienen ist. Dazwischen liegen mehr als 100 Jahre Frauen- und Geschlechtergeschichte, wobei die meisten im Buch vertretenen Beiträge sich auf die 1970er, 80er und 90er Jahre konzentrieren und vor allem AutorInnen aus dem deutschen Raum besprechen – ein Ungleichgewicht, das leider an keiner Stelle thematisiert wird. Von den Kommentaren zu den ausgewählten Schlüsselwerken hatten sich die Herausgeberinnen erhofft, dass diese die wichtigsten Inhalte des Textes zusammenfassen, die Rezeption zum Zeitpunkt des Erscheinens vorstellen, das diskursive Feld, in dem die Beiträge platziert sind, ausloten und die Frage nach der Bedeutung für aktuelle Debatten beantworten würden (S. 10). Nicht immer sind alle diese Punkte in den einzelnen Beiträgen aufgegriffen wurden. Auch die Art und Weise, wie diese Richtlinien umgesetzt wurden, hat sich individuell sehr verschieden gestaltet. Aus diesem Grund ist auch das von Löw und Mathes genannte Ziel, einflussreiche Texte der Frauen- und Geschlechterforschung in ihrer thematischen und disziplinären Einbettung vorzustellen und damit ein grundlegendes Verständnis für Positionierungen und Entwicklungen zu vermitteln (S. 10), nicht immer geglückt.

So bietet der Beitrag von Edith Glaser zu Hedwig Dohms *Die wissenschaftliche Emancipation der Frau* (1874) zwar umfangreiche Informationen zur Person der Autorin, zur Rezeptionsgeschichte des Buches und zum Kontext der Frauenbildung im frühen Kaiserreich. Die Darstellung des eigentlichen Inhalts von Dohms Buch – auf das der Beitrag ja fokussieren sollte – nimmt leider nur etwas mehr als eine Seite ein. Herausfordernd gestaltet sich auch der Zugang zu Luce Irigarays *Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts* (1974). Gleich zu Beginn ihrer Besprechung erklärt Gerburg Treusch-Dieter, dass sie weder auf biografische Details noch auf die Rezeption des Werkes eingehen, sondern Irigarays Arbeit auf immanente Weise präsentieren wird (S. 72). Irigarays „Durchqueren der Diskurse“ umfasse schließlich 2500 Jahre abendländischen Denkens und Auseinandersetzungen mit antiker Metaphysik und Mythologie ebenso wie kritische Lesarten von Kant, Hegel, Marx, Freud und Lacan. Diese Referenzen seien, so Treusch-Dieter, nicht einholbar, es sei denn, die Arbeit von Irigaray würde noch einmal unternommen (S. 72). Studierende, die sich von diesem Text eine Einführung in das Denken von Irigaray erhoffen, wird das wenig nützen. Die spezifische Verwendung von Konzepten wie bspw. „Diskurs“ wird ebenso wenig er-

läutert, wie auf die Relevanz von Irigarays Werk für die Frauen- und Geschlechterforschung eingegangen wird.

Auf geradezu vorbildliche Art und Weise wird dagegen die Orientierungsfunktion, die die *Schlüsselwerke* beanspruchen, an *Ursula Konnertz'* Erläuterung von Simone de Beauvoirs *Das andere Geschlecht* (1949) deutlich. Hier wird nicht nur auf Informationen zur Autorin und zum Entstehungskontext des Buches eingegangen, sondern ebenso detailliert auf Aufbau und Struktur des Werkes selbst. Zentrale Begriffe und Thesen werden verständlich erklärt und im Kontext ihrer philosophischen Denktraditionen betrachtet. Dass der Beitrag von *Konnertz* mehr als doppelt so lang ist wie die übrigen Besprechungen im Buch, tut der Qualität keinen Abbruch. Die Länge des Textes korrespondiert in diesem Fall mit der Bedeutung und Komplexität von de Beauvoirs Werk und seiner ebenso komplexen Rezeptionsgeschichte, wobei es *Konnertz* immer wieder gelingt, ‚Originalton‘ und Kritiken produktiv miteinander zu verflechten.

Empfehlenswert ist auch der Beitrag von Martina Löw zu dem von Frigga Haug herausgegebenen Band *Opfer oder Täter?* (1981) sowie *Regine Gildemeisters* Kommentar zu Carol Hagemann-Whites *Sozialisation: Weiblich-Männlich* (1984). Beiden Autorinnen ist gemein, dass sie sehr differenziert Rezeptionslinien nachzeichnen, während sie deren historisches Gewordensein gleichzeitig kritisch befragen und damit auch ein Licht auf Eigendynamiken und Widersprüchlichkeiten von Rezeptionsgeschichten werfen. *Gildemeister* gelingt es zudem, ihre detaillierte Erläuterung von Hagemann-Whites Thesen zur sozialen Konstruktion von Geschlecht beständig an aktuelle Diskurse über ‚natürliche‘ Unterschiede zwischen Frauen und Männern, zum Beispiel in der Hirnforschung und der Evolutionsbiologie, zurückzubinden und die nach wie vor aktuelle Frage anzuschließen, warum Geschlecht in diesen Debatten stets anders behandelt wird als andere Aspekte des Menschseins (vgl. S. 198; 202). Auch *Heike Jensen* wirft in ihrer Besprechung von Judith Butlers *Gender Trouble* (1990) weitaus mehr Fragen auf, als sie letztlich beantwortet. Doch genau das ist die besondere Stärke ihres Beitrags, der einer der wenigen ist, in denen die jeweilige Autorin eine eigenständige Kritik an dem ausgewählten Schlüsselwerk formuliert. *Jensen* macht deutlich, dass sie ihre kritischen Ausführungen auf eine Dimension beschränkt: den Feminismus und seine theoretischen und strategisch-politischen Grundlagen (S. 260). Während *Jensen* positiv hervorhebt, dass Butlers Theorie es u.a. ermöglicht habe, wissenschaftliche und strategisch-politische Allianzen mit Menschen außerhalb des Feminismus einzugehen, argumentiert sie aber auch, dass Butler nicht nur Geschlechterhierarchien unbeachtet gelassen, sondern darüber hinaus auch weitere Formen sozialer Stratifizierung nicht in den Blick genommen habe (S. 263).

Mich selbst haben besonders die Beiträge angesprochen, die ein ausgewogenes Verhältnis von Nähe und Distanz zu dem zu besprechenden Werk aufweisen und persönliche Beobachtungen und Kommentare einbeziehen. Der Text von *Bettina Mathes* zu Christina von Brauns *Nicht ich. Logik, Lüge, Libido* (1985) ist solch ein Beispiel. Einerseits beschreibt die Autorin ihre Glücksgefühle beim Lesen und Entdecken des Braun'schen Universums und Querdenkens dergestalt, dass man beim Lesen sofort angesteckt wird – „*Nicht ich* entfaltet zuweilen eine Sogwirkung, die die LeserIn in ein Schwindelgefühl versetzt“ (S. 224) – andererseits wird gerade im letzten Teil des Beitrags deutlich, dass der Blick unverstellt geblieben ist und auf sehr differenzierte Art und Weise auch Schwachstellen verdeutlicht werden, bspw. wenn Mathes anmerkt, dass „eine kleinteilige, historisch genauer situierte Begründung der Thesen“ die Plausibilität des Buches noch erhöht hätte. Das persönliche Involviertsein der Autorinnen wird auch beim Lesen der Texte von *Inge Stephan* und *Karen Nolte* spürbar.

Stephans Beitrag, der in Silvia Bovenschens *Die imaginierte Weiblichkeit* (1979) einführt, spiegelt die Stimmung wider, die die Entwicklung einer feministischen Literaturwissenschaft im Kontext von Studenten- und Frauenbewegung begleitet hat. Somit erfahren wir nicht nur, dass Fotos von Sylvia Plath und Virginia Woolf in keiner feministischen Wohngemeinschaft der 70er Jahre fehlen durften – eine Beobachtung die für das Verständnis eines Schlüsselwerkes erst einmal wenig relevant erscheinen mag – würde es nicht der Autorin gelingen, diese persönlichen Beobachtungen nahtlos in ihre Diskussion von Bovenschens Aufsatz „Gibt es eine ‚weibliche‘ Ästhetik?“ und das sich daraus speisende Buch *Die imaginierte Weiblichkeit* einzuarbeiten. An Karen Noltens Kommentar zu Barbara Dudens *Geschichte unter der Haut* (1987) fällt die Aufmerksamkeit auf, mit der die Autorin sich nicht nur dem Inhalt, sondern auch dem Sprachgebrauch und Schreibstil von Duden widmet. Darüber hinaus setzt sie sich auch mit Dudens Selbstreflexion als forschendem Subjekt auseinander (S. 234f.) und untersucht damit Aspekte, die in anderen Beiträgen komplett unbeleuchtet bleiben.

Zusammenfassend lässt sich bis hierher festhalten, dass die *Schlüsselwerke* auf jeden Fall Raum zur Reflexion bieten. Darüber hinaus gelingt es ihnen, den Blick für unerwartete Details und die Situiertheit persönlicher Zugänge zu AutorInnen und Texten – die immer auch disziplinär und temporär geprägt sind – zu öffnen. Dennoch bleibt letztlich die Frage im Raum stehen, wie es zur Auswahl der diskutierten Schlüsselwerke gekommen ist. Dazu werden von den Herausgeberinnen keine konkreten Angaben gemacht, außer der Mitteilung, dass Frauen unterschiedlicher Generationen gebeten wurden, ein Schlüsselwerk zu erläutern, und dass jede Auswahl immer auch einen Kompromiss bedeute. Doch auf wessen Kosten sind hier Kompromisse eingegangen worden? Ich habe mich – gerade vor dem Hintergrund aktueller Forschung zu geschlechtsspezifischen Aspekten deutscher Kolonialgeschichte sowie zu Fragen nach der Übertragung postkolonialer Theorie und Kritischer Weißseinsforschung auf den deutschsprachigen Raum – gefragt, wieso ein so zentrales Buch wie *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*, herausgegeben von Katharina Oguntoye, May Opitz und Dagmar Schultz und im Jahr 1986 erschienen³, nicht den Rang eines Schlüsselwerks verliehen bekommen hat – um nur *ein* Beispiel zu nennen.

Diese Auslassung ist sicher kein Generationenproblem, denn auch jüngere Frauen haben Schlüsselwerke erläutert. Vielmehr spiegelt sich darin ein Denkmuster, das sich auch in der Einleitung zum Buch wiederfindet, in der die Herausgeberinnen schreiben: „Frauen (und andere marginalisierte Gruppen) wurden und werden aus dem Kanon ausgegrenzt, ihre Autorschaft nicht als allgemeingültig oder wertsetzend angesehen.“ (S. 7) Anhand dieses Zitats wird deutlich, dass trotz vielfältiger Diskussionen über Intersektionalität – gerade in den vergangenen Jahren – sich deren zentrale Prämissen nicht durchgesetzt haben. Frauen werden als *eine* Gruppe betrachtet; die Anderen markieren eine *andere* Gruppe. Die intersektionale Position Schwarzer Frauen, die sowohl durch die Kategorien ‚Race‘ und ‚Gender‘ (und weitere) beeinflusst ist, findet keine Berücksichtigung. Somit verwundert es auch nicht, dass einflussreiche Texte, beispielsweise von Schwarzen deutschen oder auch afrikanisch-amerikanischen Autorinnen wie bell hooks, Audre Lorde, Angela Davis oder Patricia Hill Collins nicht als zentral für die Geschlechterforschung wahrgenommen werden. Wie können sie das auch, wenn sie nicht als zugehörig zur Gruppe der Frauen ge-

³ Oguntoye, Katharina/ Opitz, May/ Schultz, Dagmar (Hrsg.): *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*. Berlin: Orlanda, 1986.

dacht werden und Kanonkritik immer noch primär darauf abzielt, die Autorschaft von Frauen zu rehabilitieren? Darüber hinaus charakterisieren diese Ausschlüsse (die selbstverständlich nicht nur Schwarze Frauen betreffen) auch die persönliche und wissenschaftliche Sozialisation der vertretenen ForscherInnen und werfen nicht zuletzt ein Licht auf institutionelle Strukturen in den Gender Studies.

Zum Schlüsselwerk kann nur ein Buch werden, das man gelesen und für wichtig erachtet hat. Somit bedarf es nicht nur eines Schlüssels, um ein Schlüsselwerk schreiben zu können, wie *Löw* und *Mathes* betonen, sondern auch eines Schlüssels, um ein Schlüsselwerk lesen bzw. erst einmal als solches entdecken zu können. Dieser Prozess der Schlüsselübergabe ist wohl, neben den bereits angesprochenen institutionellen Faktoren, immer auch ein persönlicher. Dies wiederum unterstreicht das Plädoyer der Herausgeberinnen, die Auswahl von Schlüsselwerken als kontextgebunden und von spezifischen Interessen und Machtverhältnissen geleitet zu betrachten. Daher ist immer zu fragen, um welche Schlüssel es sich handelt, wer sie einem in die Hand gibt und was sie an Erkenntnisgewinn in einer spezifischen Situation erschließen (oder auch verschließen). Diese Fragen als ein Teil einer Kanonkritik angestoßen zu haben, ist ein wichtiges Verdienst dieses Buches.

Eva Kaufmann

Brigitte Penkert: Briefe einer Rotkreuzschwester von der Ostfront. Hg. u. mit einem Nachwort versehen von Jens Ebert und Sibylle Penkert. Göttingen: Wallstein Verlag, 2006. 270 S. inklusive Fotodokumente, ISBN-10: 3-89244-988-0, 24,90 €

„Soweit es an mir liegt, wird mein Volk niemals zu schlagen sein.“ (240)

Diese Publikation stellt „in Deutschland die umfangreichste Dokumentation von Feldpostbriefen einer Frau“ (10) dar. Geschrieben wurden die Briefe von Brigitte Penkert (1911-86) zwischen November 1939 und Juli 1945. Sie war DRK-Schwester in diversen Kriegs- und Feldlazaretten an Standorten wie Orel, Kursk, Gomel, Minsk, Brest-Litowsk, Warschau. Der Herausgeber, der Berliner Germanist Jens Ebert, schickt den 190 Seiten Briefftext ein umfängliches Vorwort voraus, das die hauptsächlich an die Mutter BPs adressierten Briefe in wichtige historische, soziale und kulturgeschichtliche Zusammenhänge stellt: Charakter und Funktion von Feldpost, Postzensur und innere Zensur, der politische Charakter des Deutschen Roten Kreuzes nach 1933, der Lazarettstoff bei Peter Bamm und Heinz Konsalik, die Bedeutung Oberschlesiens für die Biographie und das Geschichtsbild der Briefschreiberin u.a.m. Den Band beschließt ein zwölf Seiten langes Nachwort, in dem Brigitte Penkerts Tochter Sibylle sachlich und zurückhaltend Informationen zur Familiengeschichte und einigen historischen Kontexten gibt.

Diese Briefe, verfasst im blutigen Lazarettalltag während des Vormarsches und des Rückzugs der deutschen Wehrmacht, sind insofern besonders aufschlussreich, als sie die widerspruchsvolle Verflechtung von Eigeninteresse und ideologischer Ausrichtung („Dienst am Vaterland“) augenfällig machen. Brigitte Penkerts praktische und geistige Positionen dürften sich in verschiedener Hinsicht von denen der meisten Schwestern im Sanitätsdienst der deutschen Wehrmacht erheblich unterscheiden haben. Die große Mehrheit der Sanitätsschwestern war unverheiratet und kinderlos. BP dagegen war verheiratet; sie hatte ihren Ehemann und die 1935 geborene Tochter Sibylle zugunsten des Kriegseinsatzes für die Dauer des Krieges verlassen. Die Motive für

diese ungewöhnliche Verhaltensweise liegen sowohl in der Privatsphäre als auf ideologischem Feld. Im Oktober 1940 klagte sie der Mutter, wie sehr sie darunter litte, dass ihre jüngere Schwester gerade den 3. Sohn zur Welt brächte, während sie selbst nach der Geburt der Tochter keine weiteren Kinder, sprich Söhne, bekommen habe und von den ungeborenen Söhnen träume. In diesem Zusammenhang nennt sie sich „unfruchtbar u. keinem Mann zur Freude lebend“ (78). Als sie von ihrer Mutter im November 1944 dringlich ermahnt wurde, zu ihrer Tochter nach Hause zu kommen, reagierte sie beinahe empört: „Was mich dieses Leben im Kriege wählen u. durchhalten ließ, ist nichts als eine maßlose Liebe für mein Volk u. ein schärfer ausgeprägtes Gefühl für Ehre u. Schande meines Vaterlandes als es Frauen im Allgemeinen haben.“ (235) Sie hätte diese Lebensform nicht gewählt, wäre sie „wirklich eine Frau u. Mutter vieler Kinder geworden“. (236). Die Briefe zeigen, wie eng sich die patriotisch begründeten Minderwertigkeitsgefühle (ungeborene Söhne) mit der Genugtuung verflechten, sich gerade im Kriegsdienst als Frau ausleben zu können, wie es ihr im Zivilleben schwerlich möglich gewesen wäre. Über die Jahre hinweg berichtete sie, wie sie von den sie umgebenden Männern, sowohl Verwundeten (stets sind es Offiziere, nie „Gemeine“) als auch Militärärzten verschiedener Rangstufen, bewundert, angebetet, umsorgt und auch begehrt wurde. Offenichtlich genoss sie es, als verheiratete Frau und Mutter die zuweilen dringlichen Angebote als Ausdruck ritterlicher Verehrung zugleich annehmen und zurückweisen zu können. Angesichts der Misshelligkeiten in ihrer Ehe (S. 77, 243, 249) – sie wurde 1946 schuldlos geschieden – ist es sicher nicht falsch, ihren Kriegseinsatz als Flucht zu interpretieren.

Dem widerspricht nicht, dass sie ihre Arbeit in verschiedenen Lazarettbereichen (Chirurgie, HNO, Nerven, Seuchenpflege) mit außerordentlichem Engagement und wachsender fachlicher Kompetenz versah. Über die Jahre hin ist das Wachsen ihres Selbstbewusstseins zu beobachten. Sie weiß ihre Tochter von der Mutter und einem Kindermädchen wohl behütet. Der Mutter erteilt sie gelegentlich pädagogische Ratschläge, darunter auch äußerst rabiate. Im August 1943 bittet sie, die kleine Tochter nicht „weich“ zu machen, falls sie mit ihren kindlichen Fragen im Hinblick auf den Krieg und den Dienst der fernen Mutter kommen sollte. Die „kleine Seele“ solle in den Glauben hineinwachsen, „daß die vornehmste Aufgabe der führenden Menschen des Reiches das Vorleben u. das Vorsterben ist [...]. Man zieht nur pöbelhafte Instinkte groß mit der Lehre von der Gleichheit all dessen, was Menschenantlitz trägt, mit der Forderung nach Nächstenliebe um jeden Preis, über die Schranken des Blutes, des Wertes, der Ehre hinweg.“ (159)

Im Unterschied zu Jens Ebert, der glaubt, BP wiese „als arbeitende Frau, die ein selbstbestimmtes Leben führt [...] zumindest [...] in diesem Punkt über die NS-Gesellschaft hinaus“ (46), meine ich, dass sie sich in diese Gesellschaft trotz einiger elitärer Vorbehalte praktisch vorbildlich eingepasst und sie geradezu „überholt“ hat. BPs wütende Attacke gegen Gleichheitsvorstellungen richtet sich gegen verschiedene, im Grunde gegensätzliche Ideologien. Sie empört sich gegen jegliche Gleichheitsideen, gleich ob sie der NS-Parole von der „Volksgemeinschaft“, der Bergpredigt oder gar sozialistischer Programmatik entsprangen. Ihre feindselige Verachtung des „Pöbels“ (229) hat mit der hohen gesellschaftlichen Stellung von Eltern und Ehemann zu tun. Der Vater, Alfred Bosse, verdankte seine Ausbildung (Bergbaudiplom) und seine Karriere nicht zuletzt seiner Frau, die ein beträchtliches Vermögen geerbt hatte. Er gehörte im oberschlesischen Steinkohlenrevier (im Besitz des Industriemagnaten Fürst Pleß) zum Direktorium und hatte viele weitere Aufsichtsratsposten inne. Im Hause Bosse versammelten sich zum Jour Fixe „gehobenes Bürgertum, oberschlesischer Adel, Industrielle und hohes Militär“ (254). BP wuchs in einer gesellschaftlichen

Sphäre auf, in der sich viele als „führende Menschen“ verstanden. Ihr Vater hatte sie als junges Mädchen zu den Fröhschoppen mitgenommen, in denen Politik nicht nur debattiert, sondern auch gemacht wurde. Ihr Ehemann, Waldemar Penkert, nahm als Prokurist der oberschlesischen Hüttenwerke ebenfalls eine gehobene Position ein.

Als Tochter aus großbürgerlichem Haus hatte sich BP weder auf ein Studium noch eine Berufsausbildung, sondern auf ein Dasein als Hausfrau und Mutter orientiert und vor der Heirat (1930) ein Jahr Haushaltsschule absolviert. Nach 1935 war sie dem deutsch-nationalen „Vaterländischen Frauenverein“ beigetreten. „Im Kriegsfall sollten diese Frauen ausgebildete Krankenschwestern und Pfleger ersetzen“ (260). In diesem Zusammenhang absolvierte sie im Herbst 1939 einen dreimonatigen Kurs und legte das Examen als Hilfsschwester ab. Diese Voraussetzungen stellten sie auf die unterste Stufe der DRK-Hierarchie. Bei diesem Status blieb es den ganzen Krieg über nominell. Ein höheres Examen, wozu sie ihre in der Praxis erworbenen Kenntnisse und Fähigkeiten berechtigten, konnte sie aus formellen Gründen nicht ablegen. Die Hierarchie war eisern. BP konnte sie jedoch, was die faktische Wertschätzung ihrer Person betraf, unterlaufen. Wie ihre Briefe von 1943-45 zeigen, hatte sie sich im Laufe der Zeit durch aufopferungsvolle Arbeit und ihren besonderen sozialen Hintergrund eine „Sonderstellung“ (217) erkämpft, die sie gegenüber Anfeindungen mit aller Entschiedenheit verteidigte. Sie wird „die einzige Dame in der Armee“ (217) genannt. Sie berichtete am 24.8.44 stolz, der Generalstabsarzt habe mit ihr die künftigen Einsatzgebiete besprochen. Dass eine so hochgestellte Person eine einfache Schwester besuche, sei „überhaupt noch nicht dagewesen“. (221) Im Oktober 1944 war ihr eine ehrenvolle Geburtstagsfeier mit 12 hochrangigen Gästen ausgerichtet worden. „In unserem Kreis sagt man dann im Scherz die ‚Regierende‘ hat mal wieder prominente Gäste.“ (226)

Sie scheute die schweren Arbeitsbedingungen im Osten nicht; als man sie z.B. im Dezember 1943 von der Ost- an die Westfront versetzen wollte, schlug sie diese Möglichkeit aus, weil ihr der Dienst „in der faulen Etappe im Westen“ (177) verächtlich war: „Überall ist das deutsche Reich ja nicht ‚westlich‘“ (73). Überzeugt, als Angehörige der Führungsschicht ein „Beispiel“ zu geben, „das die Umgebung stündlich, täglich u. nächtlich braucht“ (228), hat sie über Jahre bis an die Grenze ihrer Kräfte gearbeitet. Ihre unbedingte Einsatzbereitschaft erklärt sich aus einem Fanatismus, in dem sich verschiedenartige Ideologiemomente mischen. Verschiedentlich beruft sie sich auf die preußische Idee (152, 205). Diese hängt mit ihrer Herkunft aus Oberschlesien zusammen – der Region Deutschlands, die die preußischste aller deutschen Provinzen genannt wurde. Gelegentliche leichte Seitenhiebe gegen den Katholizismus bedeuten nicht, daß sie dem mit dem Preußentum verbundenen Protestantismus besonders nahe gestanden hätte.

Im August 1943, als der Rückzug der deutschen Wehrmacht für gut informierte Kreise, zu denen sie sich rechnete, unaufhaltsam erschien, wünschte sie, dass sich die kleine Tochter nicht „mit den Geschichten der Bibel“, sondern mit der „Nibelungen Not u. Ehre“ (159) befassen möge. Sie assoziierte Stalingrad mit der „Etzelburg, in der sich zu unseren Lebzeiten vollzog, was die Burgunder, ein Reichsvolk seit je, uns einst vorgelebt haben“. (160) Die Niederlage vor Augen beharrte sie auf eiserner Durchhaltemorale. Im März 1944 schrieb sie: „Hier kann man nur hoffen, daß in der Heimat erbarmungslos ausgelöscht wird, was Verrat übt.“ (201) Zweifel am Krieg als solchen kamen nicht auf. Alte Mythen schienen durch moderne ergänzt zu werden, z.B. durch Bücher von Ernst Jünger, etwa „In Stahlgewittern“. Die Verachtung anderer Völker, auch verbündeter, ist grenzenlos. „Die anderen Völkerscharen sind in der Mehrzahl nicht mal wert unseren Landsern die Stiefel auszuziehen.“ (134). Im No-

vember 1944 betrachtet sie die Westfront freundlicher, weil man an der Ostfront „in die Hände dieser Tiere“ fallen könnte (237).

Das Bewusstsein, Elite zu sein, motivierte sie zu vorbildlichem „Vorleben“, aber auch dazu, heroisches „Vorsterben“ zu vermeiden: Über Hela und Kopenhagen gelangte sie in englische Kriegsgefangenschaft. Die letzten Briefe (Juli und August 1945) stammen aus Flensburg, wo über „ihre weitere Verwendung“ (244) noch entschieden werden würde. Wie die Eltern hatte sie sich vorsorglich in die vordem so verächtlich gemachten „westlichen“ Gefilde begeben.

Es überrascht, in intimen Familienbriefen mit Grüßen und Küsschen für die kleine Tochter unentwegt Gedankengänge und Parolen der NS-Propaganda zu finden. Dass diese aus ihrer speziellen weiblichen Lebenssituation herauswachsen, macht die Sache nicht besser. Da die Mutter offensichtlich einen weniger kriegerischen Standpunkt vertritt, überschüttet BP sie immer wieder mit hochtrabenden völkischen Tiraden. Sie hat die Sprache der Durchhaltekriegler völlig verinnerlicht. Es war ganz ihr Krieg. Das Wort Selbstbestimmung nimmt sich in diesem Zusammenhang paradox aus.

Der Buchtitel („Briefe einer Rotkreuzschwester...“) mag – unbeabsichtigt – die Erwartung aufkommen lassen, diese Briefe gäben Auskunft darüber, was Rotkreuzschwestern an der Ostfront erlebt, wie sie gedacht und gefühlt haben.

In diesem Zusammenhang sollte der Begriff „Sonderstellung“, den BP für sich im praktischen Wirkungsbereich in Anspruch nimmt, nicht vergessen werden. Durch die Fülle der privaten Details erhellt die „umfangreichste“ Dokumentation, was diese eine besonders disponierte Frau und Mutter bewog, den deutschen Eroberungskrieg gnadenlos zu unterstützen.

Martina Tißberger / Gabriele Dietze / Daniela Hrzán /
 Jana Husmann-Kastein (Hrsg./eds.)

Weiß – Weißsein – Whiteness

Kritische Studien zu Gender und Rassismus
 Critical Studies on Gender and Racism

Frankfurt am Main, Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Wien, 2006. 251 S., 1
 Abb. ISBN 3-631-54823-0 / US-ISBN 0-8204-9839-4 br. € 42.-*

Critical Whiteness Studies sind in angloamerikanischen Diskussionen zu Rassismus seit den 1980er Jahren etabliert. Dabei geht es nicht um den „rassisch“ markierten „Anderen“, sondern um kritische Reflexion zum weißen Subjekt rassistischer Praxis. Die „Übersetzung“ dieser Denkfigur auf deutsche/europäische Verhältnisse ist noch in den Anfängen. Die Anthologie *Weiß – Weißsein – Whiteness* stellt aktuelle Forschungsarbeiten zu Interdependenzen von „Rasse“ und Gender dar, in denen Weißsein eine zentrale Bezugsgröße ist. Die Autorinnen arbeiten zu deutschen sowie zu internationalen Kontexten, wobei sie Weißsein aus unterschiedlichen disziplinären und transdisziplinären Perspektiven verhandeln.

Critical Whiteness Studies have been established in the English speaking academic world as early as the 1980s. Instead of focusing on the racialized Other *Critical Whiteness Studies* reflect upon the racializing practices of the white subject. The ‘translation’ of this figure of thought into the German/European context is just beginning. The anthology *Weiß – Weißsein – Whiteness* presents recent research on the relevance of Whiteness at the intersection of race and gender. The authors work within the German context as well as in international contexts and they deal with the subject of Whiteness from different disciplinary as well as interdisciplinary perspectives.

Aus dem Inhalt/Contents: M. Tißberger: Die Psyche der Macht, der Rassismus der Psychologie und die Psychologie des Rassismus · N. Aveling: More than Just Skin Color · J. Husmann-Kastein: Farb- und Geschlechtssymbolik in den Anfängen der Rassenkonstruktionen · I. Lorey: Der weiße Körper als feministischer Fetisch · M. Tißberger: The Project(ions) of ‘Civilization’ and the Counter-Transferences of Whiteness · S. Broeck: The Subject of Enlightenment · D. Hrzán: (Re)Discovering FGC: Anthropology, Whiteness, Feminism · K. Sieg: Rassendiskurse in der Nachkriegszeit · M. Wunsch: Who’s Afraid of the White Man’s Mask? · V. Ware: Mothers of Invention · N. Heidenreich: Von Bio- und anderen Deutschen · G. Dietze: ‘Critical Whiteness Theory’ und Kritischer Okzidentalismus.

Telefon ++49/69/78 07 05-0
 Telefax ++49/69/78 07 05-50
 zentrale.frankfurt@peterlang.com
 www.peterlang.de

Bitte liefern Sie _____ Expl. ()
 Rechnung
 54823 Tißberger, € 42.-* () Visa
 Kartennummer () Euro-
 /MasterCard

_____ - _____ - _____

Gültig bis _____ / _____
 Datum/Unterschrift

PETER LANG GMBH
 Europäischer Verlag der
 Wissenschaften
 Eschborner Landstraße 42-
 50

 Name

 Anschrift
